Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 42 (1938-1939)
Heft: 9

Artikel: Das grüne Blendwerk
Autor: Welle-Strand, Eduard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-666372

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

frei in der Luft über einem dunklen, gähnenden Abhang! Der Schnee hatte hier eine tückische Brücke über eine große Spalte im Eis gebildet und unter dem Gewicht des Yaks nachgegeben. Es kostete unsägliche Mühe, bis das Tier an einem Strick wieder hervorgezogen war.

Das grüne Blendwerk.

Von Edvard Welle-Strand.

Über der weißen Wüste flackerte machtvoller Nordlichtschein. Unsichtbare Pinsel hatten feine Zeichnungen auf einen knitternden blauen Hintergrund gemalt... Der Himmel war eine einzige farbige Woge, die zu einem bleichen Atemhauch zusammenschmolz und immer wieder der Erde entgegenleuchtete, ohne sie je zu erreichen.

Die Schneewüste blich in dem Lichtmeer und versteifte sich unter dem Nordlichtflackern zu weißestem Marmor. Die Nacht war keine Nacht mehr, sondern ein fahler Widerschein, der unaufhörlich über die endlose Weite huschte.

Aber ganz weit draußen flackerte die Nordlichtwelle über eine Eiswüste, auf der schwere, giftgrüne, schwimmende Eisklumpen gegeneinander rumpelten oder mit so gewaltigem Salut zusammendonnerten, daß der sich über Eis listende Eisbär erschreckt seinen heulenden Protest in die Nacht brüllte.

Das Nordlicht flackerte rastlos am Himmel, färbte einen Augenblick den Zenith mit bleicher Röte und lohte im nächsten Augenblick mit violetten Zungen tief unten im Eisland, indem es sich mit dem blauen Hintergrund zu einem verwob.

Das war in einer Winternacht in Spitzbergen, der Polarinsel im Nördlichen Eismeer.

„Du sollst nicht sterben, Elias! Nein!" Ein Halbwüchsiger lag schluchzend über der Holzpritsche, auf welcher der alte Eismeerschiffer den letzten, zähen Kampf um sein Leben kämpfte. Seine Brust ging wie schwere See, und bei jedem Atemzug rollte und röchelte es im Halse.

Der Junge rieb und riß an dem Alten, drückte des Alten abgestorbene Hände in den seinen — nur einmal noch sollte sich des Sterbenden Blick in dem seinen spiegeln, aber des Alten matter Blick flatterte so unstet umher wie das Nordlicht über der Polaröde. Einen Augenblick stierte er steif auf den gelben Lichtstumpf, dessen Talg auf die Remingtonpatronen niedertropfte... dann flackerte er weiter — sterbend.

Krampfzuckungen gingen durch den gebrechlichen Körper; der Junge warf sich im Verzweiflungsschmerz über den Todkranken; blanke Tränen tropften auf die welken Hände, die fortwährend zuckend nach etwas tasteten.

Einen lichten Moment hatte der Alte noch vor dem letzten Todeskampf; sein Blick irrte nicht mehr so unruhig im Raum — geradeaus in das bleiche Jungenangesicht bohrte er sich, und die alten Augen baten um Verzeihung dafür, daß er in ein paar Stunden nicht mehr sein würde.

Einen Versuch machte er noch, seine Hand auf das Jungenhaupt zu legen, sacht über sein Haar zu streichen, wie zum Dank für seine ehrliche Trauer — aber das Blut wallte nicht mehr rotwellig unter der Haut, und die Hand erstarrte in Blutleere, bevor sie so weit gekommen war.

Die alten Lippen versuchten Worte zu formen, aber es wurde nichts als verworrenes Stammeln, als sei sein Mund schon im Erstarren. Dennoch tauten die Lippenlaute auf, und er vermochte zu flüstern: „Grab mich nicht in den Schnee ein, da zerreißen mich die Bären und Füchse! Du mußt mich erst begraben, wenn das harte Erdgeklump aufgeweicht ist; dann erst kann ich in Frieden in der Erde ruhen."

Aber der Junge hörte nicht darauf und schluchzte nur, die welken Hände fassend: „Hör doch, Elias, du sollst nicht sterben!"

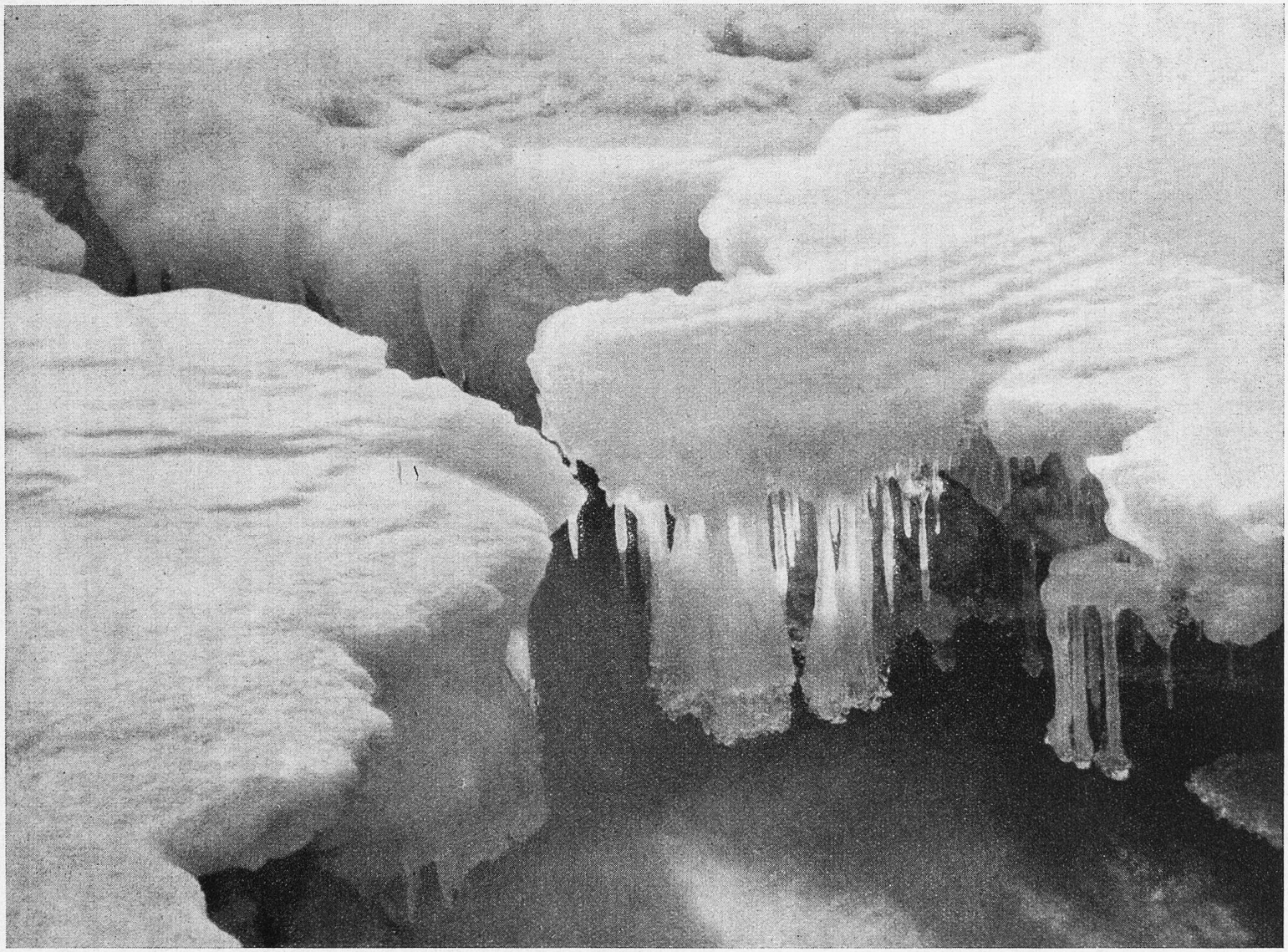
Wieder röchelte es in dem Halse des Alten; sein Antlitz wurde würgblau, und die welkweißen Hände zuckten brustwärts dem Herzen zu.

Dann schauerte der letzte Todesrhythmus durch den alten Leib, die Augen drehten dem Jungen das Weiße zu, die Fingerglieder legten sich faltend zum Gebet zusammen, und Eismeerschiffer Elias Stormvaag war nicht mehr.

„Nicht sterben, Elias! Nicht sterben!"

In trostlosem Schluchzen sank der Junge über den Entseelten; seine Klage wuchs zu einem Unwetter, das den Raum füllte. Dann raffte er sich zusammen und griff nach des Eismeerschiffers Hand. Kalt und welk war sie. Im Ruck ging es ihm durch und durch, und sein Geheul verwandelte sich in herzzerreißendes Schreien.

„Bist du von mir gegangen, Elias?" Noch einmal rührte er an des Alten Hände, als könne er's nicht fassen, daß das Leben wirklich von ihm



Eisgrotte. Photo Feuerstein, Schuls-Tarasp.

gewichen sei. Eiskalt waren sie, und aus dem Totenantlitz stierten ihn die weißverdrehten Augen an — ein Totenblick, der dem Jungen rasende Furcht durch Mark und Bein jagte. Brüllend wie ein wildes Tier riß er die Tür auf und floh in die Schneenacht.

Er kam erst zur Besinnung, als er sich an einem gefrorenen Schneehügel feststieß, und blieb zitternd stehen wie ein gejagtes Wild — todesmatt nach der wilden Flucht vor der Leiche. Im Schnee sank er zusammen, und erst als die Kälteschauer eisig in sein Blut stachen, war er wieder Herr seiner selbst.

Wohin man sah — nichts als Schnee. Die Erde war ein Leichenlaken. Nur ein Lichtriß schimmerte durch die weiße Grabdecke — dort, wo die Eisberge sich zu einer schroffen, rissigen Wüste verschrumpft hatten.

Aber das Eis knisterte heute nacht wie grüne Teufelsaugen, und jedesmal, wenn ein Lichtblinken über dem Schnee zuckte, strömten ihm Schauer über den Rücken. So manches liebe Mal hatte er sich an dem stahlblauen Eisblinken erfreut ... es war so festlich und feierlich, wenn es über dem Schnee aufblinkte wie das Blitzen unsichtbarer Stahlklingen von Schwertern, die in der Nacht gekreuzt waren. Aber heute war ihr Grün voller Gift und verkündete Tod.

Todesblinken!

Jedesmal hatte das Eis so geblinkt, wenn einer von ihnen in Croß Bay starb. Als er zum erstenmal das giftgrüne Gesicht gewahrt hatte, war zur selben Zeit der Kväne Go gestorben.

Er, der Junge, und Elias Stormvaag waren auf dem Eis gewesen, um einem Eisbären eins auf den Pelz zu brennen, der in der Nacht vorher frech um die Hütte getappt war. Weit übers Eis hatten sie seine Spur verfolgt, ohne daß es ihnen geglückt war, auf Schußweite zu kommen, aber die Hoffnung, dem Bären das Todesblei zu senden, hatten sie nicht aufgegeben, ehe der bleiche Tagstreifen in Nacht überging.

Da war das grüne Blinken über der Eisweite aufgeflammt, und Elias war vor Schrecken steif und starr geworden.

„Jetzt stirbt jemand in Croß Bay," hatte er geflüstert, und das Jagdfieber war mit einem Male geschwunden. Aber bei jedem neuen Eisblinken hatte Elias gemurmelt: „Gott sei uns gnädig! Alle unsere Knochen werden noch in Croß Bay bleichen."

Als sie nach Hause gekommen waren, hatte Go, der Kväne, nach einem harten Todeskampf seinen letzten Seufzer ausgehaucht. Und als erst dieser eine seinen Knacks weg hatte, war es, als könne sich jetzt keiner mehr gegen das Schicksal stemmen — einer nach dem anderen wurde vom Hunger hingerafft.

Es war, als warteten sie in bestimmter Reihenfolge auf den Tod. Oft fühlte sich einer noch am Morgen frisch und stark, aber am Abend klappte er plötzlich zusammen und konnte nicht mehr weiter.

Jeder hatte dieses Symptom nur für ein vorübergehendes Schwachsein gehalten, das sich nach dem Genuß von gebratenem Bärenfleisch sicher geben würde, aber von Tag zu Tag gewann das Siechtum immer stärker die Oberhand. Alle Widerstandskraft hatte der Hunger gebrochen, und daß der Betreffende todgeweiht war, wußten alle — außer ihm selbst.

Einzelnen waren die Zähne ausgefallen — nur ein paar gelbe Backzahnstümpfe waren in den Kiefern geblieben.

Jedesmal, wenn der Tod unter den Polarfahrern von neuem aufgeräumt hatte, gelobten die Überlebenden einander, nicht das Spiel verloren zu geben, sondern einen Bären zu töten und so ihr Leben zu retten. Aber der Bär war so listig und luchsig in der Polarnacht, daß man unmöglich auf Schußweite an ihn herankonnte, und einer nach dem andern mußte unter schrecklichen Qualen vor dem Hunger unterducken. Ja, selbst der bärenstarke Elias Stormvaag hatte nicht länger ankämpfen können.

Als Elias und der Junge vor acht Tagen die Leiche des Lappen Samuel herausgeschleppt hatten, hatte der Schiffer gesagt, jetzt wär's höchste Zeit, einen Bären zu schießen, dann könnten sie bis zum Sommer durchhalten. Und im Sommer wurden die Risse im Eis so groß, daß wohl ein Fahrzeug von draußen in den Fjord hineinschlüpfen könnte. Der Tromsöer Reeder ließ seine Leute nicht im Stich, hatte Elias versichert. Aber sie hatten keinen Bären erwischt, und Elias war nun tot.

Im vergangenen Sommer war es für die Außenwelt vollkommen unmöglich gewesen, in Croß Bay einzudringen. Das Eis hielt den Fjord blockiert. Nicht das kleinste Boot konnte sich zwischen diesen Eismauern durchwinden, die die Strömung in den Fjord getrieben hatte. Der Fjord war eine einzige Eisbarriere; nur ab und zu strichen auf dem unblockierten, blauen Eis-

meerstreifen Segel vorbei. Alle hatten sie gehofft, daß eines Tages der Fjord unter dem Eispanzer wieder blau schimmern würde — das war die Rettung.

Aber sie wurden blutig enttäuscht. Den ganzen Sommer hindurch hielt das Eis den Fjord blokkiert, und bei dem Versuch, nach einem Oststurm mit vollen Segeln durch die treibende Riesenschar zu entschlüpfen, war ihr Schiff zwischen den Eiswänden in tausend Splitter zerschellt und fast ihr ganzer Proviant verlorengegangen.

Schiffer Stormvaag hatte fest gehofft, der Reeder in Tromsö würde eine Hilfsexpedition zur Rettung seiner eingeschlossenen Fangfahrer aussenden. Lagen erst Schiffe zu ihrem Entsatz draußen an der Eiskante, so würden sie sich schon bis dorthin schleppen. Die Beute hätte ja im nächsten Sommer geholt werden können, denn in Croß Bay gab's niemand, der mit ihr davongehen konnte.

Als auch durch diese Rechnung ein Strich gemacht wurde, schien der alte Eismeerschiffer alles aufgegeben zu haben. Er sagte zwar, sie sollten Renntiere und Robben jagen, wo sie nur könnten, wenn sie den langen Polarwinter durchhalten wollten, aber er war nicht mehr wie vorher die verkörperte Unerschrockenheit. Sein kecker Frohmut, der die anderen die ganze arktische Nacht hindurch angefeuert und obenauf gehalten hatte, schien dahin zu sein. Offenherzig rückte er mit der Frage heraus, ob sie ihre Rechnung mit dem Herrgott gemacht hätten. Wenn nicht, dann sollten sie es so bald wie möglich tun, je eher, desto besser, denn alle würden sie von einem Zweiwinteraufenthalt aus Spitzbergen nicht zurückkehren.

Im Spätherbst erwachte bei ihm wieder die alte Energie. Ein paar Jagdexpeditionen, die landeinwärts führen sollten, wurden ausgerüstet, aber es war zu spät. Das Renntier war bereits nach der anderen Fjordseite gezogen, und so weit konnten sie sich in dieser Jahreszeit nicht wagen.

Als der Winter der Renntierjagd einen Riegel vorgeschoben hatte, besaßen sie nur noch zehn Renntiere als Nahrung. Aber sie rechneten mit mindestens ein paar Bären für den Winter.

Und eines Tages war kein Fleisch mehr da. Jetzt begann die schwärzeste Leidenszeit. Alte Renntierhäute hatten sie gekaut, das Fell in kleine Stücke zerschnitten und eine Art Ragout daraus gemacht. Aber eines Tages legte und streckte sich einer — und der Tod hatte seine reiche Ernte auf Croß Bay begonnen.

Jetzt war er, der Junge, als einziger von den vierzehn Bemannungsleuten zurückgeblieben, die vor zwei Jahren von Tromsö abgefahren waren.

Die Leichen ruhten alle im Erdkeller, dem Aufbewahrungsraum der Toten, damit Bär und Fuchs nicht darangingen. Als er und Elias vor vierzehn Tagen die letzte Leiche heruntergeschleppt hatten, hatte der Schiffer gesagt: „Wenn ich vor dir sterbe, mußt du mir vorher versprechen, mich hier hineinzulegen und nicht draußen in den Schnee."

Er war Elias um den Hals gefallen und hatte ihn beschworen, nicht von ihm zu weichen, aber der Schiffer hatte gesagt, Gottes Wege wären nicht unsere Wege.

Während er gekrümmt und in frierendem Schmerz am Schneehaufen stand, wuchs plötzlich seine Wut gegen den Handelsmann, der die Expedition ausgerüstet hatte, so ungeheuer, daß er die Finger wie zum Drosseln zusammenkrampfte.

Warum hatte der mächtige Handelsmann keine Expedition zur Rettung seiner Leute ausgesandt?

O, er verstand schon, warum! Hauptsache war für den Handelsmann eine große Fangausbeute; der Haufen Leichen auf Spitzbergen ließ ihn kalt. Ja, das war des Handelsmannes Kalkulation: die Pelze und die Häute bekam er doch, ob nun alle von seinen Leuten heimkehrten oder keiner. Wenn der Croßfjord im nächsten Sommer aufgetaut war, konnte man ja eine Expedition senden und die vierzehn Leichen heimholen.

Das Nordlicht goß Feuersäulen über den knitternden blauen Himmel, die bleichen, über die Schneemark flackernden Irrlichter wurden zu Totentanzgespenstern, die nach ihm mit Knochenfingern griffen.

Aber weit draußen in der Schneeöde leuchtete ihm ein blankes Auge zu..., das grüne Blinken von Croß Bay. Und je mehr die Kälte seine Glieder bannte, desto gefährlicher kam die Macht des Lichtes über ihn — es wurde zum Riesenauge eines Sterbenden, und zurück zur Hütte wagte er sich nicht mehr.

Drinnen lag ja eine augenverdrehende Leiche!

Nein, nie wieder zurück nach Croß Bay! Er würde weiterschreiten, bis er nicht mehr konnte, und dann würde er in den ewigen Schnee sinken. Und die Kälte würde das Blut zerrinnen lassen und alle Leiden enden.

Da blitzte es blau durch die Nacht; ein mächtiges Eisblinken flammte über der Öde. Seiner Mutter Augen suchten ihn über dem Schnee.

Mutter! Eine heiße Freudenwelle stieg hoch. Er hatte ja für eine Mutter zu leben! Sie saß an diesem Abend in der dürftigen Hütte am Lyngenfjord und dachte an ihren Jungen, auf den sie zwei Sommer gewartet hatte.

Wieder flammte es blau über dem Schnee. Ja, es waren die Mutteraugen. Mutter, Mutter! Ich komme!

Der Schnee war wie ein weißes Daunenbett, in das er nun sank... Stahlblau blitzte das Eisblinken über der Öde, und die zitternden Nordlichtwogen flogen wie bleicher Widerschein den blauen Nachthimmel entlang.

Aber in der Schneewüste versank ein Augenpaar in Nacht.

Nebelabend.

Kein Wasser gibt's, das also lautlos rinnt
Wie Nebel, der um Busch und Wipfel spinnt.
Der Tritt verdröhnt, vom grauen Nichts verschluckt.
Das Weltgeheimnis harrt, zum Sprung geduckt.

Gestalten geistern aufeinander zu,
Doch blaß und wesensfremd, nicht Ich und Du;
Und kommt ein Ruf vom andern schicksalschwer,
So hallt er wie aus dumpfen Fernen her.

Du selbst vernimmst wohl deines Fußes Trab,
Doch deine Seele spukt im feuchten Grab.
Das graue Nichts gebiert der Sehnsucht Keim.
Verlorne Stimme klagt: Ich möchte heim!

Jakob Heß.

Panorama vom 102. Stockwerk.

Von P. Carbonelli.

Wenn sich bei Nacht die tausend und abertausend Lichter New Yorks in einem unendlichen Strahlenbündel vereinigen und mit dem Glanz der Sterne wetteifern, wirft auch der kristallene Leuchtturm des höchsten Gebäudes der Welt — des „Empire State Building" — sein Licht gleich einem kolossalen roten Kometen auf die Straßen der Millionenstadt. Man glaubt sich einem fanatischen Wunder, einem Spiel höchster Einbildungskraft gegenüber. Was menschliche Intelligenz und Industrie hier zustande gebracht, grenzt ans Unglaubliche. 380 Meter über dem Niveau der berühmten 5. Avenue, im Herzen Manhattans, erhebt sich dieser Turm, dessen schwindelerregende Dimensionen den erstmaligen Beobachter geradezu lähmen.

Beinahe ängstlich sucht man die von der Höhe auslaufenden, sich in zierlichen Arabesken bis zum Boden schlängelnden Lichtfäden zu entwirren und die scheinbar körperlose, astrale Erscheinung mit gesunden Sinnen zu erfassen. Sind nicht vielleicht diese helleuchtenden Zellen Fenster, wie man sie überall in der Welt sieht, Fenster, hinter denen Menschen ihr individuelles und doch im großen Ganzen aufgehendes Leben erleben, gleich allen andern Erdenbürgern? — Warum denn diese Erregung, da man doch im Lift auf bequemen Polsterstühlen mühelos in 2 Minuten im Innern des roten Kometen selbst die höchste Spitze erreicht? —

Und doch! Auch wenn man 40 oder 50 Stockwerke zählt — die untern sind von andern gleich hohen Häusern versteckt — und die ersten bänglichen Eindrücke glücklich überwunden hat, immer noch bleibt das Wunder; die Augen haften an einer bizarren, übernatürlichen Welt, sie verlieren sich in Visionen, die der Wirklichkeit fremd sind.

Am Tage jedoch im tosenden Leben der Downtown und des Broadway kehrt unser Blick ins Reale zurück. Der betäubende Lärm der Geschäftsviertel mit unabsehbaren Autos, kaleidoskopartigem Vorbeifluten der bunden Menge setzt den Nerven des Provinzlers gewaltig zu, und gerne flüchtet er sich aus dem Gedränge des ungewohnten Betriebes in stillere Quartiere, wo aus efeuumsponnenen Fenstern kleiner, bürgerlicher Häuschen der Friede winkt; oder in die herrlichen, in wundervollem Grün prangenden Anlagen, die auf lauschigen Plätzchen unter alten Bäumen erquickende Ruhe und Erholung verheißen.

Auf einer nachmittägigen Wanderung durch die 5. Avenue fällt unser Blick auf eine an einer Straßensäule angeschlagene Reklame: „2 Millionen Personen haben das Observatorium besucht. Und Sie, was wollen Sie machen?" — Mit derartigen Anschlägen wird der New Yorker